Nr. 22. — 1915. **Unterhaltungsblatt des Vorwärts** Mittwoch, 27. Januar.

Wie der Zucker wird.

In der Ferne steigen zwei riesige Kerzen vor mir auf, Kerzen aus Stein, Riesenschlote, in der Ferne, der Jugendferne. Riesenschlote, Kerzen der Arbeit, und unter ihnen kribbeln winzige weiße Staubkörnchen zusammen, fliegen, wie Sand auf einer stäubenden Wasserdüne, zu ganzen Hügeln, zu kleinen Bergen zusammen, zu milchweiß, zu zuckerweiß schimmernden Bergen, Bergen von Zucker.

Die Zuckerschnitzelgruben in der Jugendferne. Sie lagen gleich neben dem uralten Festungstor unserer Osthovenstraße. Das hineingeschüttete Kuhfutter dieser Zuckerrübenschnitzel lag zu locker, mußte festgetrampelt werden. Ein Ochse hätte sich die Welt unter den Füßen weggefressen. Aber wir jungen Ochsen, wir hüpften die drei, vier Meter, die fünf Meter hinunter, bis uns die Backen aufschwollen wie Fastnachtsvisagen. Aber wir jungen Ochsen schlugen unsere Backen immer wieder im Hinabsausen auf die Knie, und wenn wir mit unseren Fastnachtsbacken nach Hause kamen, empfanden wir bald, daß wir anderswo auch noch Backen hatten.

Zuckerrübenschnitzel. — Ja, dann ist die ganze süße Arbeit fast schon getan. Dies Schnitzelzeug, das nach seiner Einsäuerung in den Gruben so mörderlich pestilenzialisch stinkt und für so eine breite, schmierglänzende Kuhschnauze eine „söte" Winterdelikatesse ist, das war in seiner Urform in ein paar stachlichten Samenkörnern in einer braunen Tüte beisammen. Doppelt tief schneidet die stahlblanke Welle der Pflugschar für diese Stachlichten in die braune, schwere Scholle der Börde hinab, und nach vier Monaten ist das braune Feld ein saftstrotzender, leuchtendgrüner Wald von großen Smaragdblättern. Eine unerhörte Frische, eine unerhörte Gesundheit strotzt aus dieser Kraft, aus diesem Saft an Farbe, aus diesem prächtigsten Ton der fruchtbaren Erde, der ein Bad für das stadtmüde Auge, ein smaragdenes Bad unter das glühende Sommerblau des Himmels gießt.

Wenn aber der Herbst seinen grauen Wolkendeckel melancholisch über die Lebensprunken herabschob, dann waren — merkwürdig — eines Tages mächtige, bunte, mit roten und gelben Flammenblüten daherlachende Blumen in der weiten glutgrünen Fläche der Rübenfelder aufgewachsen. Aus Polen stammten diese schönen Blumen — wie die drei aus dem Gesangverein —, und mit böse breiten Eisenmessern fegten sie immerfort in den grünen Wald nieder und machten den Lebensübermut der wuchernden Blätterfülle klein. Und abends gaben sie den süßen Bergen von Zuckerrüben mit ihren trübseligen und doch so hoch wehmütig machenden Polenliedern, mit ihrem falschen Blumenflor in den Kopftüchern auf den knarrenden und ächzenden Wagenachsen ein wenig das Geleite durch die blaue Felderstille.

Bei meiner Zuckerfabrik war immer ein ganzer Wagenpark zu dieser Zeit der hübschen Polinnen versammelt. Eine Wäsche engros gab's da erst für die dicken, fetten Rüben. In den Putzmaschinen, deren Reinlichkeitsbedürfnis mir als Junge mit dem immer etwas unsauberen Hals etwas grauenvoll Respektables war, schleuderte der Dreck, schleuderten die Rübenspitzen, schleuderten die krankhaften Wucherungen, alles Unrätige und Ueberflüssige beiseite, und blitzblank sausten die Rüben wie die Schneebälle in ein anderes blitzblankes Instrument, an dessen Ende sie sich in tausend Fetzchen fein zerschnitzelt ihrer Auflösung nahe wiederfanden.

Ein ausgiebiges Dauerbad nun noch oder ein ausgiebiges Dauerpressen, ein Gequetschtwerden bis zum letzten fallenden Zuckertränchen — und gleich darauf siedet die süße, milchig-unreine Zuckerlauge in großen Scheidepfannen, wallen dunstige Nebel in die erhitzte Sphäre der riesigen Gewölbe hinauf. Kalkmilch und Kohlensäure und solche chemischen Raffinessen werden da zur Zerstörung der Eiweißingredienzen und anderer falscher Zuckergeister noch in den brodelnden Sud eingemischt — nun heißt es für die gewesene Zuckerrübe durch das Innere gewesener Tiere kriechen, durch das Innerste, durch die Knochen, durch hohe riesenhafte Zylinder, die 6 Meter hoch zu dem kalkigen Gewölbe sich schwarz emportürmen, durch Knochenkohle, mit denen diese Kolossalfilter angefüllt sind.

Ehe ein Zuckerklümpchen für den in der Teetasse klingenden Silberlöffel wird, hat's seine Not! Was für Sonderbarkeiten erst dies in unserem Kopf unrätige Gedankenfilter in so einem kleinen Jahrhundert ausgeklügelt hat! In luftleer gesogenen, schrecklich kompliziert und kunstvoll gebauten Kesseln wird der von Salzen, Farbstoffen, Kalküberresten usw. gereinigte Zuckersud weitergekocht. Warum aber solche verteufelten Kompliziertheiten, wie sie die Teufelsbrüder des Mittelalters, die Goldfabrikanten, die Alchymisten kaum bei ihren Schwarzkünsten kannten? Warum — damit wir ein festes Zuckerklümpchen, ein festes Staubkörnchen Zucker bekommen! Das dickfämige, jetzt schon kristallinisch gleißende Gebrodel bleibt ein zäher, schwerer, flüssiger Sud, wenn man ihn bei gewöhnlicher Siedehitze weiter einkocht, kristallisiert nachher beim Erkalten nicht. Daher jene dickbauchigen, dickwandigen, stählernen, luftleeren Kessel, diese Behälter, die beinahe das absolute Nichts mit zusammengebissenen Eisenkiefern in sich einschließen, daher das Weiterbrodeln des süßen Schleimes in diesen Stahlkertern des absoluten Nichts. Denn hier lastet der Druck der Atmosphären, der Druck der Luft nicht mehr auf der Flüssigkeit, und so beginnt schon das Perlen des siedenden Gebrodels bei bedeutend niederem Hitzegrad, als unter normalen Kochverhältnissen.

Was war das nun für mich kleinen schmierhälsigen Jungen ein Spaß zuzugucken, wie das dicke Gequell an einer Stelle in lange Kästen gegossen wurde, in die man viele, viele Fäden lang hineingespannt hatte — was für ein Spaß, wenn nach dem Erkalten die prächtig glitzernden Kandisketten an diesen Fäden vorm Auge hin und her baumelten, wenn mal ein Stückchen der wirr zusammengewachsenen blanken Kristalle abbröckelte und der Schmierhals etwas knuspern durfte. Gelbe, weiße, braune, goldgelbe, milchweiße, kastanienbraune Zuckerketten baumelten da vor den blinkernden Augen, vor den schmatzenden Lippen.

Aber — ich hab noch etwas vergessen! Ehe ein Zuckerklümpchen wird, hat's seine Not! Ehe jener letzte Guß kommt — gewiß: läßt man die ganze Masse erkalten. Da beginnt in dem stehenden Sud die erste Liebe, die Urliebe, die Wahlverwandtschaft der chemischen Substanzen zu wirken. Es fühlt sich zueinander hingezogen, was gleiche Wesensbedingungen, was gleiche Ursubstanzen in diesem dunkel kristallinisch gleißenden süßen Chaos hat, es kristallisiert sich aneinander an, es schichtet Kristalle von ganz bestimmter Form zusammen — und dies kleine gelbliche Kristallgekribbel, das mit ausbenhaft schleichender Lebendigkeit, mit einer unheimlich wirkenden Lebendigkeit durcheinander und übereinander wegkriecht, wenn es vom Sieb gegossen, wenn es nur auf einen Löffel genommen wird, nennen wir Rohzucker — nicht Rohrzucker! Und was unter den zuckertriefenden Sieben abgeflossen ist — nennen wir Sirup. Sirup — die Seligkeit aller kleinen Schmierhälse!

Es hat seine Not, eh ein Zuckerklümpchen wird! Noch einmal wird der Rohzucker ins Filter gequetscht — vorerst aber in Wasser gelöst und — gemischt. Womit? — womit? — mit Ochsenblut!! Ich weeß nich, wozu det! Es schäumt, es schäumt oben auf den Kochkesseln, jetzt, es schäumt, es schäumt, als wolle ein süßes Zuckerfigürchen einer Venus sich aus dem Schaum gebären — aber es fahren große Schaumlöffel darüber hin — und dann geht es nochmals durch die gewesenen Wesen, durch die schwarzen Kohlentürme, die letzten Läuterungsfilter. Große Trichter, so von Zuckerhutgröße, stehen bereit, lange Kästen stehen bereit mit den Fäden, in die ich mich eben schon verwickelte, darin, Formen für Würfel- und Stückenzucker stehen bereit — und es stehen Mühlen bereit, in denen der „klare Zucker", der gemahlene Zucker, die feine Raffinade und der Puderzucker, das Frisiermittel, das staubfeine, der Konditoreikünstler, zermörsert und zerpulvert wird.

Und was stehen da in der Raffinerie noch für Schnapsflaschen bereit? Die sehen nicht danach aus, als stecke man sie heimlich in die Brusttasche. Repräsentable große Literflaschen, mit leuchtend grünen Schilden — und was steht in leuchtender Goldschrift darauf? Rum. — Schnapsfabrikation, das ist so ein angenehmer Nebenerwerb des Zuckerfabrikanten, der auch besonders, wenn man in Schützengräben die Zähne vor Kälte aufeinander klappern und die Fäuste krachend aufeinander klappen lassen muß, sich rentiert. Auch hier in den sauberen Laboratorien der Raffinerie wird nach dem Erkalten und Erstarren, dem Kristallisieren des Zuckers ein Satz von Sirup gewonnen. Mit Wasser und Hefe versetzt, beginnt er unter der Vermehrung der zu Millionen sprossenden Hefezellen zu gären. Endlich macht auch dies Produkt einen Filtrierungsprozeß — einen Destillationsprozeß durch und das stark weingeistige Gesöff, das da in den grünetikettierten Flaschen braungolden schimmert, ist das kostbare Endprodukt, das das nie rastende Gedankenfilter in unserem Hirn auf diesem Wege herauszaubert. A. Rath.

Der Pionier in der Front.

Zu den Bravsten der Braven gehören unsere Pioniere. Keine Truppe hat schwierigere, keine gefährlichere Aufgaben zu lösen, an keine werden größere Zumutungen gestellt. Ein Bericht in der „Parole" gibt eine lebendige Schilderung von dem Leben und Wirken der Pioniere in der Frontlinie. „Die Nacht will dem Tage weichen. Die ersten Lichtstrahlen zeigen sich am Gesichtskreise. Da regt es sich im Pionierkasino zum „Spanischen Reiter" — so heißt nämlich das Quartier der zwanzig Pioniere, die dem . . . Regiment zur Verfügung stehen. Punkt 8 Uhr geht es in die Stellung. „Ah, unsere Pioniere," so werden sie von der Infanterie begrüßt; man weiß, was man an ihnen hat. Jeder geht zu seiner Arbeit. Die einen fertigen „spanische Reiter", die nachts vorgetragen werden, andere machen Unterstände oder leiten die Infanteristen dazu an. Wieder andere werfen Laufgräben auf oder pumpen die Gräben aus. So vergeht der Morgen und der Nachmittag. Die Nacht senkt sich herab. Jetzt beginnt die eigentliche Arbeit des Pioniers. Nach einem kurzen Imbiß aus dem Brotbeutel geht's an die Arbeit. Ein Schützengraben steht unter Wasser. Es soll ein neuer aufgeworfen werden. Sobald das feindliche Feuer etwas nachgelassen hat, stehen die Pioniere mit dem Spaten auf der Deckung, schnell macht sich jeder ein Loch, um nötigenfalls Deckung zu haben. Husch — husch, da ein Scheinwerfer. Alles liegt am Boden. Die Infanteristen halten den Atem an. Ob die eifrigen Arbeiter wohl bemerkt worden sind? Es scheint nicht, denn der Feind läßt nichts von sich hören. Der Lichtstrahl sucht weiter, und die Pioniere arbeiten weiter. Einigemal müssen sie von der Bildfläche verschwinden, doch gegen Mitternacht ist die Arbeit getan.

Eine kurze Pause, das letzte Stück Brot wird verzehrt; dann wieder an die Arbeit. Drahtverhaue müssen gezogen werden; und zwar so schnell wie möglich, denn der gute Mond hat auch schon sein Erscheinen angesagt — Pfähle, Draht, Axt — alles zur Hand. Befehl für die Kompagnie: Nicht schießen, Pioniere sind bei der Arbeit! Schon hört man dumpfe Schläge. Gespensterhaft huschen die Gestalten über die Deckung. Kreuz und quer wird der Stacheldraht angezogen. Da eine Leuchtkugel. „Die armen Pioniere", denkt mancher aus dem Schützengraben. Doch diese haben die Leuchtkugel bemerkt. Alles liegt regungslos am Boden. Krach — eine Salve hallt übers Feld, und eine zweite folgt. Dann wieder tiefe Stille. Schon sind die Drahtzieher wieder auf den Beinen, und ruhig, aber schnell setzen sie ihre Arbeit fort. Hin und wieder fällt ein leises Wort zur Verständigung, und schon naht das Werk sich seiner Vollendung. Doch hat man das „ewige Licht" vergessen. Unerwartet hat der Mond sich zu seiner ganzen Größe gerundet. Da heißt es: Schluß machen! Alle springen in den Schützengraben, wo sie mit Fragen bestürmt werden. Keiner ist verwundet, und alle danken Gott, daß sie mit dem Leben davongekommen sind.

Der Morgen dämmert und die Pioniere rüsten sich zum Rückmarsch. Ungern sieht die Infanterie sie scheiden, doch sie weiß, bald kommt die Ablösung. Die Pioniere ziehen ihrem Heim zu, um sich am Tage von der Arbeit auszuruhen.

Am nächsten Tage gibt's andere Arbeit. Eine „Sappe" (Laufgraben) soll hier bis zu einer Hecke 30 Meter vorm Feind vorgetrieben werden. Da gibt es schwere Arbeit. Auf dem Bauche und auf den Knien muß gearbeitet werden. So vergeht der Tag, und der Abend zeigt sich schon. Da ein Donnern und Blitzen, als sei die Hölle los, die Engländer senden ihre Grüße. Sonst hört es bald immer auf, doch heute will es nicht enden. Wir können nicht weiter arbeiten und kriechen zurück. In der neuen Sappe liegen wir auf dem Boden und warten das weitere ab. Da ertönt der Ruf: Pioniere zurück! Auf Händen und Füßen geht's zurück. Eine kurze Strecke müssen wir über die Deckung. Ein Sprung, und schon sind wir im Schützengraben. Jeder ergreift sein Gewehr, pflanzt das Seitengewehr auf und stellt sich an die Schießscharte. Da kommt die Nachricht: die Engländer sind durchgebrochen. Genau beobachten, nach vorwärts und rückwärts!

So stehen wir zu zehn Pionieren an der gefährlichsten Ecke und erwarten von vorn und hinten den Feind. Doch ist vom Feinde wenig zu merken. Da — 30 Meter vor uns erhebt sich aus einem feindlichen Horchposten eine dunkle Gestalt. Ein Krach — zehn Schüsse trafen ihr Ziel. Trotz aller Gefahr sind wir neugierig geworden: wer mag der kühne Gegner sein, der sich so nahe heranwagte? Zwei Mann schleichen sich vor und bringen das Koppel und das Gewehr eines Engländers mit. Allmählich erhalten wir Verstärkung auf unserem gefährlichen Posten. Doch die Engländer sind noch im deutschen Schützengraben. Am Morgen sollen sie durch Handgranaten ausgetrieben werden. Kaum ist die Nacht dem Tage gewichen, da ertönt der Befehl zum Angriff. Handgranate auf Handgranate fliegt in den Schützengraben, und die Engländer müssen hinaus. Sie müssen über eine Straße. Da sind sie ein sicheres Ziel unserer Infanterie. Wohl kaum einer ist da von ihnen mit dem Leben davongekommen. Die Pioniere haben ihre Arbeit getan und ziehen ihrem Heim zu, um die verdiente Ruhe zu genießen. So geht es Tag und Nacht. Das ist Pionierdienst in der Front."

22]

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

9.

Als Bauder an dem Häuschen der Frau Hansen anlangte, war er todmüde, obwohl er den ganzen Weg gefahren war. Er beabsichtigte nicht, der Einladung nachzukommen, denn er hatte für heute eigentlich genug von diesen Menschen. Er warf sich aufs Sofa und starrte resigniert zur Decke, während es in seinem Körper surrte und schmerzte. Unten hörte er die beiden Frauen wie immer plaudern und lachen. „Die fröhlichen Menschen, die fröhlichen Menschen!" wiederholte er eintönig vor sich hin, während der Schlaf sich seiner allmählich bemächtigte. Ein schwacher Ruck durchzuckte ihn. „Jetzt schlaf ich ein," glitt es vag durch sein Bewußtsein, und er fühlte, wie ein fernes lächelndes Wohlsein sich wie eine Decke über seinen müden Körper breitete.

Als er erwachte, war es schon dunkel geworden. Er drehte sich um und sah auf seine Uhr, es war halb acht. Sollte er doch gehen? Nach längerem Schwanken beschloß er, zu Hause zu bleiben, und legte sich bequem hin. Aber plötzlich sprang er auf, machte sich zurecht und schlug die Richtung nach dem Abstinenzlerheim ein.

Es ging auf neun, und er schämte sich jetzt, daß er die Leute hatte warten lassen. Er bog in den Torweg ein und öffnete die Tür zur Schenkstube. Aage, der mit zwei jungen Seeleuten seine Kräfte maß beim Aus-der-Ecke-ziehen, kam zu ihm hin.

„Vater ist wohl in der Wohnung. Wenn Sie so gut sein wollen," sagte er freundlich.

Bauder hatte Lust zu bleiben und den Kraftproben beizuwohnen, schämte sich aber, einen Vorwand zu suchen. Es waren lauter fremde Menschen und aus einer anderen Gesellschaftsklasse als er. Für Leute aus dem Volk hatte er immer etwas übrig gehabt; er bewunderte ihre stoische Ruhe und ihre Ergebenheit ins Schicksal — und wäre ihnen gern nähergetreten. Aber ihre fremden, beinahe feindlichen Blicke hielten ihn zurück. Er fühlte, daß sie hinter seinem Rücken spöttisch lachten.

Er ging durch den Torweg über den dunklen Hof, wo allerlei Geriimpel aufgestapelt war, und tastete sich vorwärts, um den Eingang zur Privatwohnung zu finden. Drüben im Hofgebäude war Licht, und am Fenster stand Sörensen in seiner großen Schürze, den Korkzieher am Bande um den Hals, und drehte ein Fleischhackmaschine. Es machte nicht gerade den Eindruck, als ob er Besuch erwarte.

„Aha, sind Sie da!" sagte er lächelnd. „Kommen Sie herein, dann können Sie mein Laboratorium in Augenschein nehmen."

„Ich dachte wahrhaftig, Sie wären dabei, Frikadellenfleisch zu hacken," sagte Karl scherzend.

„Nee, Frikadellen, hehe . . . nein, aber man befaßt sich mit Massenfabrikation, und da reicht ein gewöhnlicher Mörser nicht aus. Da bin ich eines Tages darauf verfallen, diesen Apparat hier in Gebrauch zu nehmen; ich bin selber darauf gekommen, nachdem ich so'n bißchen nachgesonnen hatte. Nun sollen Sie nal sehen! Ich drücke die getrockneten Kräuter hier hinunter — und drehe rasch — da haben wir sie! Wollen Sie sich überzeugen: beinahe so fein wie Schnupftabak. Nein, was ich sagen wollte, ich bin selber eines Tages darauf verfallen, als ich so grübelte . . . Sie wissen schon."

„Das ist ja ganz schlau."

„Nicht wahr? — Frikadellen, he! Nein, haben wir Entenbraten gesagt, dann werden es keine Frikadellen. Sonst bekäm ich es mit dem Kandidaten und mit Aage zu tun. Nein, was ich sagen wollte: Ich bin wirklich selbst auf den Gedanken mit der Maschine gekommen, während ich so grübelte."

Er zeigte Karl seine Chemikalien und getrockneten Kräuter und hielt die Lampe an eine graugelbe Flüssigkeit hinab, die in einem hohen, schmalen Gefäß stand, um Harz zu ziehen. „Sehen Sie, die da ist noch nicht fertig, aber hier sollen Sie eine kosten, die ausgezeichnet ist. Sie ist nach der Anweisung des Kandidaten hergestellt aus Johanniskraut, Wacholder, Aloe und Wermut. Der Kandidat hat ihr auch den Namen gegeben. Non plus ultra heißt sie. Das bedeutet so etwa: unübertroffen."

Karl nippte und schnitt eine Grimasse. „Ist auch Scheidewasser darin?" fragte er lachend.

„Ja, stark genug dafür ist sie jedenfalls. Ich glaube, sie wird Erfolg haben. Aber nun wollen wir hinübergehen. Damengesellschaft kann ich Ihnen leider nicht bieten, denn meine Frau ist, wie Sie wissen, nicht gesund, und in diesen Tagen geht es ihr besonders schlecht. — So, Sie meinen also, ich wäre zu gelehrt gewesen in meiner Ansprache? Ja, es ist wahrhaftig nicht leicht, das Richtige zu treffen."

Er wusch seine Hände in dem Wassertrog, trocknete sie am Handtuch ab und warf es über die Pumpe. „Wir können diesen Weg gehen," sagte er und schritt in die Küche voraus. Hier zog er eine Bratpfanne aus dem Ofen, goß etwas Wasser auf eine große fette Ente und öffnete dann die Tür zur Stube. „Bitte schön — treten Sie ein, Herr Kopenhagner! Aha, da haben wir ja den Kandidaten."

Rask saß in einem Lehnstuhl, der Kopf lag auf der Brust und die langen Arme hingen schlaff an den Seiten des Stuhls herab. „Er wird wohl bald seinen Geist aufgeben," sagte Sörensen.

Rask hob den Kopf, nickte Bauder nachlässig zu und brummte:

„Jetzt ist es neun, und wir sollten um sieben Uhr essen. Aber so geht es gewöhnlich hier im Hause."

„Waren Sie um sieben Uhr hier, Kandidat?" fragte Sörensen, ihm zublinzelnd.

„Nein, denn ich kenne ja die Bummelei hier im Hause, darum habe ich erst einen Spaziergang gemacht. Aber zwanzig Minuten habe ich gewartet. Ich will lieber nach Hause, meine Frau wartet auf mich."

„Na ja, es ist wohl nicht das erstemal, daß sie vergebens wartet. Jetzt ist der Tisch übrigens gedeckt. Ach, Stine, hören Sie, setzen Sie Wasser auf für den Kaffee, und dann gehen Sie und lösen Sie Aage ab. Aber bitten Sie ihn, sofort zu kommen."

Im nächsten Augenblick trat Aage ein. Er strahlte vor guter Laune. „Guten Abend miteinander!" sagte er und drückte Bauder kräftig die Hand. Dann ging er zu Rask und schlug ihn auf die Schulter:

„Auf, alter Junge, sing und freu Dich, Seemann Jensens Frau hat Zwillinge gekriegt."

„Das ist doch wohl gelogen?" rief der Vater eifrig. „Es ist ja ein Jahr her, seit Jensen von Hause wegfuhr."

„Ja, ungefähr; wohl elf Monate. Aber er kam heute morgen gerade recht zu dem Ereignis. Seine Frau machte ihm da ein schönes Geschenk!"

„Was sagt Jensen nun zu der Geschichte?" fragte Sörensen und rieb sich vergnügt die Hände.

„Ich traf ihn in der Schifferkneipe. Er meint, weil die ganze Ernte dieses Jahr spät fällt, könne er wohl mittun und den ältesten Zwilling anerkennen. Uebrigens war gewaltiges Hallo drüben, und er mußte zur Feier des Tages traktieren. Das Dutzend ist ja jetzt voll." (Forts. folgt.)

Ein Vorzug des Regenwetters.

„Bruder, den lieben Gott da droben, es können ihn alle zugleich nicht loben; dieser will die Sonne, die den andern beschwert, jener will's trocken, was dieser feucht begehrt," so drückt der Kürassier in „Wallensteins Lager" die triviale Wahrheit aus, daß jedes Ding eben immer seine zwei Seiten hat. Abgesehen davon, daß nach einem weit mehr philosophisch klingenden Satz „Alles was ist, auch notwendig ist," wirkt jede Erscheinung sowohl im menschlichen Leben als in der Natur gleichzeitig zum Nachteil und zum Vorteil des Ganzen. Wenn der Deutsche, wie man sagt, zum Philosophieren besonders veranlagt ist, so befördert das dauernde Regenwetter bei unseren braven Leuten in den Schützengräben hoffentlich nicht die Melancholie; sondern diese Neigung zum philosophischen Denken . . . Da mag sich denn auch mancher überlegt haben, wozu wohl dieser dauernde Regen gut sein könnte, und es läßt sich darauf nach mehreren Hinsichten eine ganz bestimmte Antwort geben. Starke Nässe kann ungesund wirken, das ist für jeden selbstverständlich. Speziell im Felde und in den Schützengräben liegt diese Gefahr sehr nahe; aber der Regen hat, so merkwürdig es klingen mag, auch seine gesundheitlichen Vorzüge. Ein heftiger Regen veranlaßt eine ungewöhnliche Frische und Klarheit der Luft, wie es jeder nach einem starken Gewitterregen schon erfahren haben wird.

Das fortgesetzte Bombardement der Luft durch Millionen von reinen Wassertropfen übt dreierlei Arten von Wirkung aus: eine mechanische, eine physikalische und eine chemische, die sich aber sämtlich dahin vereinigen, daß sie die Luft in einen der menschlichen Atmung besonders erträglichen Zustand überführen. Die mechanische Wirkung besteht darin, daß die Regentropfen die kleinen in der Luft schwebenden Verunreinigungen, wie Schmutz, Staub, Rauch, Bakterien und andere Kleinwesen usw. gleichsam packen und zur Erde hinabspülen. Die physikalische Wirkung eines starken Regens ist darin zu sehen, daß eine in der Luft herrschende elektrische Spannung aufgehoben wird, die vielleicht auf das Befinden des Menschen einen nachteiligen Einfluß ausübte und ihm Kopfschmerz und das Gefühl der Schlaffheit einbrachte. Höchst wichtig ist dann drittens die chemische Wirkung eines Regenschauers, der die Erfrischung der Luft eigentlich zu danken ist. Es besteht kein Zweifel darüber, daß das schnelle Hindurchgehen von Wassertropfen durch die Luft eine Erfrischung herbeiführt, die wahrscheinlich eine Folge der Bildung von Wasserstoffsuperoxyd ist, das ein sehr stark sauerstoffhaltiges Gas darstellt und als solches alle möglichen unsichtbaren Miasmen zerstört. Diese Tatsachen, die uns über den gesundheitlichen Vorteil starker Regenfälle aufklären, können im Sommer einen starken Trost für die Scharwerker der Tagesarbeit bilden, die in dem Bienenstock des städtischen Gewerbelebens unablässig tätig sein müssen und sich eine Erholungsreise kaum auf das Land, geschweige denn auf größere Entfernungen nach dem Gebirge oder an die See gestatten können. Für den Teil der großstädtischen Einwohnerschaft, der auch in den Sommermonaten in der Arbeit zu verharren gezwungen ist, bringt häufiger und reichlicher Regen eine Reinigung und Erfrischung der Großstadtluft mit sich, die wohl eine dankbare Anerkennung verdient. Auch für unsere Truppen im Felde bringt die nasse Witterung keineswegs nur gefährliche Krankheiten, sondern der Regen trägt auch, wie wir sehen, zur Zerstörung von Krankheitskeimen und zur Hebung des allgemeinen Gesundheitszustandes bei.

Musik.

Komische Oper heißt das Theater an der Weidendammer Brücke jetzt wieder. Aber was da vorgeführt wurde, ist weder Oper noch komisch, sondern eine recht traurige Operette. Heißt „Gold gab ich für Eisen", und der Text ist von Victor Léon, die Musik von Emmerich Kálmán gemacht. Wollte Gott, ihre Arbeit hätte soviel Akzente wie ihre Namen. Der Titel ist, was die Handlung anlangt, gänzlich beziehungslos und reine Spekulation. Blech kriegt' ich für Gold, meinte ein zahlender Besucher. Kurz, die spartanische Lebensweise scheint auch in den Künsten immer wieder Platz zu greifen, obwohl wir doch lange genug und lange vor dem K-Brot schon mit K-Kunst abgespeist wurden. Ein österreichischer Offizier, der den Tod eines Kameraden melden soll, spielt aus Mitleid bei dessen Mutter und Tochter die Rolle des Sohnes und Bruders. Natürlich zeigt der letzte Akt, daß der Tod jenes Kameraden gar nicht tödlich gewesen ist, und der falsche Bruder wird ein echter Bräutigam. Dies mit allerlei Drum und Dran wird in Kuplets und Hopsern vorgeführt, unterbrochen nur durch die schmalzigste Sentimentalität. Die Musik ist die in solchen Fällen übliche.

Trostreich waren einige Darsteller. Rechtfertigte Charlo als Großbauer die Bezeichnung „komische" Oper, so konnte Grete Holm die komische „Oper" legitimieren. Im übrigen wurde mehr schlecht als recht gesungen und, wenn man von dem jungen Bauernpaar absieht, entsprechend gespielt.

Das Gros der Zuschauer aber wünscht — und dies ist zu beachten — gerade derartige, der Zeit höchst unwürdige Kost. Weshalb es überflüssig wäre, dieser Bühne wirkliche komische Opern oder doch Operetten zu empfehlen. R. F.

Kleines Feuilleton.

Jung gewohnt, alt getan.

Die Schenke dröhnt, und an dem langen Tisch
Ragt Kopf an Kopf verkommener Gesellen;
Man pfeift, man lacht; Geschrei, Fluch und Gezisch
Ertönte an des Trankes trüben Wellen.

In dieser Wüste glänzt' ein weißes Brot.
Sah man es an, so ward dem Herzen besser;
Sie drehten eifrig draus ein schwarzes Schrot
Und wischten dran die blinden Schenkenmesser.

Doch einem, der da mit den andern schrie,
Fiel unterm Tisch des Brots ein kleiner Bissen;
Schnell fuhr er nieder, wo sich Knie an Knie
Gebogen drängte in den Finsternissen.

Dort sucht er selbstvergessen nach dem Brot,
Doch da begann's rings um ihn zu rumoren,
Sie brachten mit den Füßen ihn in Not
Und schrie'n erbost: Was, Kerl, hast Du verloren?

Errötend taucht' er aus dem dunklen Graus
Und barg es in des Tuches grauen Falten.
Er sann und sah sein ehrlich Vaterhaus
Und einer treuen Mutter häuslich Walten.

Nach Jahren aber saß derselbe Mann
Bei Herr'n und Damen an der Tafelrunde,
Wo Sonnenlicht das Silber überspann
Und in gewählten Reden floh die Stunde.

Auch hier lag Brot, weiß wie der Wirtin Hand,
Wohlschmeckend in dem Dufte guter Sitten;
Er selber hielt's nun fest und mit Verstand,
Doch einem Fräulein war ein Stück entglitten.

O lassen Sie es liegen! sagt sie schnell;
Zu spät, schon ist er unterm Tisch gefahren
und späht und sucht, der närrische Gesell,
Wo kleine feid'ne Füßchen steh'n zu Paaren.

Die Herren lächeln und die Damen zieh'n
Die Sessel scheu zurück vor dem Beginnen;
Er taucht empor und legt das Brötchen hin,
Errötend hin auf das damast'ne Linnen.

Zu artig, Herr! dankt ihm das schöne Kind,
Indem sie spöttisch lächelnd sich verneigte;
Er aber sagte höflich und gelind,
Indem er sich gar sittsam tief verbeugte:

Wohl einer Frau galt meine Artigkeit,
Doch Ihnen diesmal nicht, verehrte Dame!
Es galt der Mutter, die vor langer Zeit
Entschlafen ist in Leid und bitt'rem Grame.

Gottfried Keller.

Gottfried Keller und das Brot.

Mit liebevollem Ernst schildert Gottfried Keller in seinem Roman „Der grüne Heinrich" das Schalten und Walten seiner Mutter, die früh Witwe geworden ist und nun einen sehr bescheidenen Haushalt führen muß. „Sie schien mit ihrer weisen und maßvollen Hand, am Herde stehend, täglich das Sprichwort zu verkörpern: Der Mensch ißt, um zu leben, und lebt nicht um zu essen! Nie und in keiner Weise war ein Ueberfluß zu merken und ebenso wenig ein Mangel."

Eine besondere Rolle spielte das Brot. „Damals lernte ich die Ermahnungen meiner Mutter verstehen, welche mir Gott vorzüglich als den Erhalter und Ernährer jeglicher Kreatur anpries und als den Schöpfer unseres schmackhaften Hausbrotes darstellte, der Bitte gemäß: „Gib uns heute unser tägliches Brot!" Namentlich während der Wanderjahre des Sohnes mußte sich die alternde Frau sehr einschränken. „Das weiße Stadtbrot, das bislang in ihrem Hause gegolten, hatte sie abgeschafft und bezog alle acht Tage ein billigeres, rauhes Brot, welches sie so sparsam aß, daß es zuletzt steinhart wurde; aber zufrieden dasselbe bewältigend, schwelgte sie ordentlich in ihrer freiwilligen Askese."

Diese Verehrung des Brotes prägte sich dem Sohne tief ein, und wir dürfen vermuten, daß das hier abgedruckte Gedicht aus späteren Lebensjahren wirkliche Erlebnisse schildert.

Rohrvorlaufgeschütze.

Daß beim Schießen das Rohr einen erheblichen Rückstoß erleidet und das ganze Gewehr oder Geschütz nach hinten getrieben wird, ist allgemein bekannt, auch daß man bei größeren Geschützen das Rohr allein beweglich konstruiert, so daß das Rohr allein zurückgleitet und dann durch verschiedene Konstruktionen wieder in die Feuerstellung vorgeholt wird (Rohrrücklaufgeschütze). Aber Rohrvorlaufgeschütze? Dieser Name und das mit ihm bezeichnete Geschützprinzip dürften den meisten sehr fremd klingen, und doch hat man auch Geschütze mit vorlaufendem Rohr konstruiert, freilich nicht so, daß beim Schießen das Rohr nach vorwärts statt nach rückwärts läuft — das würde jedem physikalischen Gesetz und damit jeder physikalischen Möglichkeit widersprechen. Aber man hat den Gedanken gehabt, vor Abgabe des Schusses dem Rohr eine vorwärtslaufende Geschwindigkeit zu erteilen, so daß der Rückstoß zunächst diese vorwärtslaufende Geschwindigkeit überwinden muß, ehe er das Rohr nach rückwärts treiben kann. So wird die Rücklaufgeschwindigkeit viel kleiner und kann mit einer bedeutend geringeren Energie gehemmt werden als bei einem normalen Rohrrücklaufgeschütz. Man kommt also mit einer viel geringeren Bremskraft und demgemäß erheblich geringeren Beanspruchung der ganzen Lafette aus. Allerdings muß man vor dem ersten Schuß das Rohr in die hintere Lage zurückziehen, was bei großen Geschützen nur auf umständlichem Wege mit Hilfe einer Winde geschehen kann, und in dieser Lage wird es durch eine Sperrvorrichtung gehalten. Sobald diese ausgelöst ist, wird das Rohr durch Federkraft vorwärts getrieben, und in der vorderen Lage angelangt, also im Moment der größten Vorlaufgeschwindigkeit, muß die Abzugsvorrichtung automatisch ausgelöst werden, so daß der Schuß losgeht und durch die Kraft des Rückstoßes das Rohr wieder in die hintere Lage getrieben wird, wo die Sperrvorrichtung es wieder bis zum nächsten Schuß festhält. Das System hat die Rohrrücklaufgeschütze nicht verdrängen können, das beweist schon die Unbekanntschaft weitester Kreise mit dem Namen. Immerhin ist es in Frankreich für Gebirgsgeschütze eingeführt worden und auch in Oesterreich sind Versuche für diesen Zweck gemacht worden. Ferner ist das System auch für Ballonabwehrkanonen empfohlen und es sind Versuche damit angestellt worden.

Das Land des Telephons.

Unter den Dingen, die dem Europäer auf Reisen durch die Vereinigten Staaten am meisten Eindruck machen, befindet sich die ungeheure Verbreitung des Telephons und die Vorzüglichkeit des Fernsprechdienstes. Gegenwärtig gibt es in den Vereinigten Staaten, wie das „McClure's Magazine" berichtet, 10 Millionen Telephonapparate. Um die Bedeutung dieser Ziffer zu erkennen, muß man sich klar machen, daß es in der ganzen übrigen Welt nur 4 Millionen Fernsprecher gibt. Die Stadt New York hat allein mehr Fernsprecher als sechs europäische Länder, Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien, Norwegen, Dänemark und Holland zusammen. In der Stadt Philadelphia mit ihren 1½ Millionen Einwohnern gibt es mehr Fernsprecher, als in dem ganzen russischen Reich, in Boston mehr als in ganz Oesterreich-Ungarn, in Los Angeles mehr als in Holland, in Kansas City mehr als in Belgien. In manchen New Yorker Geschäftspalästen findet man eine größere Zahl Fernsprechapparate als in ganz Griechenland oder in Bulgarien. Der weitgehende Gebrauch des Fernsprechers hat in den Amerikanern geradezu etwas wie einen „sechsten Sinn" entwickelt; er hat alle anderen Verkehrsmittel überflügelt. Der Fernsprecher kommt an Orte, zu denen der übrige Postdienst nicht gelangt; die Briefbeförderung erstreckt sich auf 58 000 bewohnte Stätten, das Telephonnetz umfaßt 70 000. Diese Entwickelung ist für das Handelsleben der Vereinigten Staaten von ungeheurer Bedeutung gewesen; der Fernsprecher ersetzt den Briefverkehr unter Kaufleuten immer mehr. Einige Minuten Unterhaltung im Fernsprecher bringen den Amerikaner weiter als ein langer Briefwechsel, der sich über Tage erstreckt. In wenigen Minuten werden große Geschäfte auch zwischen Bewohnern verschiedener Städte abgeschlossen, für die früher eine Reise oder die Entsendung eines Reisenden notwendig war. Als man dem berühmten Eisenbahnkönig Merriman sagte: „Sie sind ja ein Sklave des Telephons!" erwiderte er: „Nicht im geringsten, das Telephon ist mein Sklave." Mit einem Ferngespräch hat Merriman einmal den Zusammenbruch der Erie-Eisenbahngesellschaft verhütet.

Notizen.

— **Das erste Konzert der Freien Volksbühnen** im Theater am Bülowplatz findet Sonntag, 7. Februar, mittags 12 Uhr, statt. Artur Schnabel und das Philharmonische Orchester unter Leitung von Oskar Fried wirken mit. Das Programm enthält Werke von Beethoven (Ouverture: „Zur Weihe des Hauses", Klavierkonzert Es-dur, C-moll-Sinfonie). Eintrittskarten zu M. 0,75 einschl. Garderobe sind an der Theaterkasse von 10—2 Uhr zu haben.

— **Ein Konzertsaal durch Feuer zerstört.** Eine Feuersbrunst zerstörte den Saalbau des Bremer Künstlervereins, das bedeutendste Konzertlokal der Stadt. Der Unterbau des Gebäudes war das aus dem 15. Jahrhundert stammende Refektorium des Domkapitels. Durch den Brand sind auch viele große Wandgemälde des Malers Anton Fitger zerstört.

— **8 Millionen Feldpostbriefe an einem Tage.** Nach einer am 16. Januar vorgenommenen Zählung sind an diesem Tage aus dem Deutschen Reiche 7 989 940 Feldpostbriefsendungen nach dem Felde abgegangen, nämlich 4 304 770 portofreie, also meist bis 50 Gramm schwere Briefe und Postkarten und 3 685 170 schwerere, frankierte Feldpostbriefe und Feldpostpäckchen. Davon rührten her aus dem Reichspostgebiet 6,6 Millionen, aus Bayern rund 1 Million aus Württemberg rund 0,4 Millionen Sendungen.

— **Ein Preisausschreiben für eine Autoambulanz** veröffentlichte kürzlich Henry S. Wellcome, der Stifter des „Wellcome"-Bureaus für wissenschaftliche Forschung, um eine Verbesserung der Autoambulanzen herbeizuführen. Es ist eine Kommission von Sachverständigen berufen worden, die als Preisrichter entscheiden sollen, welche von den eingesandten Arbeiten das beste Modell für einen Verwundetentransportwagen abgibt. Die Bewerbungen müssen spätestens bis zum 30. Juni in London einlaufen. Die Preise sind bedeutend; der erste beträgt 20 000 M., der zweite 10 000 und der dritte 6000 M. Außerdem sollen noch verschiedene kleinere Preise für etwaige Einzelheiten, die praktischen Wert haben, ausgesetzt werden. Bemerkenswert ist die Bestimmung, daß zu diesem Wettbewerb die Bürger aller Länder zugelassen werden.

— **Das Schicksal der denkenden Pferde.** Der Krieg hat viele Berühmtheiten entthront. Auch die Elberfelder denkenden Pferde, die nicht bloß eine europäische Berühmtheit, sondern auch ein unerschöpflicher Anlaß für wissenschaftliche Blamagen waren, haben ihren Nimbus verloren. Sie sind zwar nicht den Schlachtentod gestorben, wie französische Blätter behauptet hatten, — aber sie rechnen auch nicht mehr. Ihr Besitzer hat Nerven und Geld genug geopfert, er suchte eine jüngere Kraft als Nachfolger. Da er aber keinen fand, sind die denkenden Pferde wieder gewöhnliche Pferde geworden — „in den Händen eines bewährten Pferdeliebhabers".

Theater für Mittwoch, 27. Januar:

Berliner Theater 8 Uhr: „Extrablätter!"
Deutsches Künstler-Th. 8 Uhr: Luther.
Deutsches Opernhaus, Charlottenb. 7 Uhr: Lohengrin.
Friedrich-Wilhelmstädt. Theater. 8¼ U.: Gasparone.
Gebr. Herrnfeld-Theater 8 Uhr: So leben wir! Zwei leuchtende Punkte.
Kleines Theater 8 Uhr: Liebelei.
Komödienhaus 8 Uhr: Biedermeier.
Komische Oper (a. d. Weidendammerbrücke) 8.10 U.: Gold gab ich für Eisen.
Lessing-Theater 7½ U.: Ein Volksfeind.
Lustspielhaus 8¼ U.: Leutnantsmündel.
Metropol-Theater 8 Uhr: Woran wir denken!
Montis Operetten-Theater 8 Uhr: Der liebe Pepi.
Residenz-Theater 8 Uhr: Krümel vor Paris.
Rose-Theater 8 Uhr: Sein ganzes Glück.
Schiller-Theater O. 8 Uhr: Ueber unsere Kraft I.
Schiller-Th. Charlottenbg. 3 Uhr: Wallensteins Lager. Die Piccolomini. 8 Uhr: Der Störenfried.
Thalia-Theater 8 Uhr: Kam'rad Männe.
Theater am Nollendorfpl. 8¼ U.: Immer feste drauf! Sonnt. 3½ Uhr: Der Verschwender.
Theater des Westens 8 Uhr: Waldmeister. 4 Uhr: Vater zieht ins Feld.
Theater in der Königgrätzer Straße 7½ U.: Herodes und Mariamne.
Trianon-Theater 8¼ U.: Das Liebesnest.
Volksbühne. Theater am Bülowplatz 8¼ U.: Götz von Berlichingen.
Walhalla-Theater 8¼ U.: Das Farmermädchen.

URANIA Taubenstr. 48/49.
4 Uhr (Halbe Preise): Die Weichsel und die masur. Seen.
Abends 8 Uhr: Prof. Dr. P. Spies: Der Krieg in der Luft.

SARRASANI
Buschgebäude.
Die letzten Tage
bringen ein neues Programm und zahlreiche patriotische Darbietungen.
Mittwoch, 27. Januar, 3 Uhr nachm. und abends 7½ Uhr: 2 glanzvolle Fest-Vorstellungen

WINTER GARTEN
Letzte Woche!
Grete Wiesenthal
sowie der glänzende Januar-Spielplan.
Kleine Preise!

Reichshallen-Theater.
Stettiner Sänger.
Zum Schluß: „Unser Oskar"
Anfang 8 Uhr.
Militärpersonen und deren Angehörigen vollkommen freier Zutritt zu den Stett. Sängern.

Zirkus Alb. Schumann
Mittwoch, 27. Januar, Anf. 7½ Uhr:
Große Gala-Fest-Vorstellung
mit bes. gewählt. Programm
Um 9¼ Uhr: Um 9¼ Uhr:
Das große patriotische Schaustück aus der Gegenwart
Ost und West
in 4 Akten mit der phänomenalen Schlußapotheose.
Vorher Auftreten sämtlicher Spezialitäten.

Casino-Theater.
Lothringer Straße 37. Täglich 8 Uhr.
Wieder ein neuer Schlager.
Der größte Erfolg seit Bestehen:
Durch Dick und Dünn.
Volks-Lustspiel in 3 Akt. v. Hans Berg.
Dazu erstklass. Spez.-Kriegsaufnahm.
Sonntag 4 Uhr: Deutsche Mütter.

Voigt-Theater.
Badstr 58. Badstr. 58.
Heute Mittwoch, den 27. Januar:
Schuld und Sühne.
Ein Trauerspiel aus der Geschichte Frankreichs in 5 Aufzügen von A. E. Brachvogel.
Kassenöffnung 7 Uhr. Anf. 8 Uhr.

Luisen-Theater.
Heute 8.15 u. Donnerstag: Der Stabstrompeter.
Ab Freitag täglich: Mein Leopold.
Sonnabend 4 Uhr: Frau Holle.

~~Theater Folies Caprice~~
8¼ Possen-Theater 8¼
Moritz wird energisch.
Das Leutnantsfenster.
Landwehrleute.
Martin Kettner a. G.

Krankengeld-Zuschuß- und Begräbniskasse der Berliner Knopfarbeiter und verwandter Gewerbe.
Ordentliche
General-Versammlung
am Sonnabend, den 30. Januar, abends 8½ Uhr, bei Kurth, Wrangelstr. 105.
Tagesordnung:
1. Kassenbericht: a) vierteljährlich, b) jährlich 292/7
2. Wahl des Gesamtvorstandes und der Revisoren.
3. Innere Kassenangelegenheiten.
4. Verschiedenes.
Die Mitglieder werden ersucht, pünktlich und zahlreich zu erscheinen.
Der Vorstand.
J. A.: August Bock, II. Vorsitzender.

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.